

Sexing the Family: Aushandlungsprozesse über geschlechtliche und sexuelle Identitäten in der Familie und ihre (rechtlichen) Konsequenzen

Miko, Katharina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Miko, K. (2008). Sexing the Family: Aushandlungsprozesse über geschlechtliche und sexuelle Identitäten in der Familie und ihre (rechtlichen) Konsequenzen. *SWS-Rundschau*, 48(3), 285-306. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-233324>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Sexing the Family

Aushandlungsprozesse über geschlechtliche und sexuelle Identitäten in der Familie und ihre (rechtlichen) Konsequenzen

Katharina Miko (Wien)

Katharina Miko: *Sexing the Family – Aushandlungsprozesse über geschlechtliche und sexuelle Identitäten in der Familie und ihre (rechtlichen) Konsequenzen* (S. 285–306)

Der Artikel beleuchtet den Einfluss veränderter Sexualitätsvorstellungen auf das System Familie. Die zentrale Fragestellung bezieht sich auf die Veränderung der impliziten Eckpfeiler der Familiendefinition. Diese sind konkret die heterosexuelle Orientierung, die Monogamie auf Lebenszeit, die sexuelle Beziehung zwischen den Eltern, der gemeinsame Haushalt sowie die biologische Verwandtschaft mit den Kindern. Neuere familiensoziologische Strömungen aus dem angloamerikanischen Raum zeigen, dass empirische Studien vermehrt folgenden Schluss nahe legen: Die gängige Familiendefinition erfasst die soziale Praxis, d. h. das konkrete Alltagsleben der Familien, nur unzureichend. Der Artikel zeigt, dass Veränderungen in der Bewertung von Sexualität zum einen den familiären Alltag beeinflussen und dass diese Veränderungen zum anderen auch wieder rechtliche Implikationen haben.

Schlagerworte: Familie, Sexualität, queer, Homosexualität, Patchwork-Familien

Katharina Miko: *Sexing the Family – Negotiating Gender and Sexual Identities in Families and their Legal Consequences* (pp. 285–306)

The article explores the influence of changed concepts of sexuality on the family system. The key question focuses on alterations of implicit foundations of the family definition. More specifically, these are: heterosexual orientation, lifelong monogamy, the sexual relationship between the parents, and the joint household community and biological kinship with the children. Recent family-sociological trends in the Anglo-American countries show that empirical studies increasingly indicate the following conclusion: the conventional family definition addresses the social practice, i.e. the concrete everyday life of families, only insufficiently. The article reveals that changes in the evaluation of sexuality impact the daily routine of families and, in addition, imply also legal consequences.

Keywords: family, sexuality, queer, homosexuality, patchwork families

1. Einleitung

Wer sich als FamiliensoziologIn mit Sexualität beschäftigt, wird sich der Frage stellen müssen, welchen Einfluss der Wandel von Sexualvorstellungen auf die Familie hat. Scheinbar ist das Konzept der Familie für das Leben von Sexualität eine der klarsten Formen der Disziplinierung und Ordnung. In den letzten vier Jahrzehnten brachten u. a. die sexuelle Revolution ab 1968 und die lesBiSchwule (lesbisch-bisexuell-schwule) Bewegung, später auch als queer bezeichnet, die Eckpfeiler der Familie ins Wanken: Diese sind konkret die heterosexuelle Orientierung, die Monogamie auf Lebenszeit, die (exklusive) sexuelle Beziehung der Eltern, der gemeinsame Haushalt sowie die biologische Verwandtschaft mit den Kindern. Da Familie eines der relevantesten gesellschaftlichen Subsysteme ist, das in viele andere Bereiche hineinspielt (wie u. a. Arbeitsmarkt, Rechtssystem), ist zu vermuten, dass veränderte Sexualitätsnormen nicht nur weit reichende Änderungen des Familiensystems, sondern auch anderer gesellschaftlicher Teilbereiche mit sich bringen. Der folgende Artikel will den Einfluss veränderter Sexualitätsvorstellungen auf das System beleuchten.¹ Ich werde zunächst ganz allgemein Veränderungen in der Familienstruktur beschreiben, das methodische Konzept der Untersuchung und wesentliche Eckpfeiler des Familienbegriffs vorstellen (Kap. 2–4). Weiters werde ich vier theoretische Richtungen, die sich mit dem Einfluss von Sexualität auf Familie beschäftigt haben, zusammenfassen (Kap. 5) und in einem darauf folgenden empirischen Teil zeigen, wie die Aushandlung von Sexualität in den Familien selbst erfolgt (Kap. 6–7). In Kapitel 8 will ich dann beispielhaft auf mögliche rechtliche Konsequenzen dieser familiären Veränderungen eingehen. Es soll also gezeigt werden, dass Veränderungen in der Bewertung von Sexualität zum einen den familiären Alltag beeinflussen und dass diese Veränderungen zum anderen auch wieder rechtliche Folgen haben (können).

2. Ganz normal anders?

Familie ist eine soziologisch viel diskutierte Größe. Wenig geklärt bleibt jedoch, was sich hinter diesem Begriff verbirgt. Traditionellerweise verbindet man damit das bürgerliche Ideal der Kernfamilie, also Vater, Mutter, Kind(er) (u. a. Nave-Herz 2007). Für diese Forschungsarbeit wurde Familie als das Zusammenleben von zwei Menschen definiert, die eine sexuelle Beziehung miteinander eingehen (gleichgültig welcher sexueller Orientierung) und mindestens ein Kind miteinander betreuen. In einem breiten Diskurs ist die Familie durch die mediale Besprechung der Patchwork-Familie wieder populär. Die deutschsprachige Soziologie bevorzugt die ältere Bezeichnung »Stieffamilie«. Hier weiß man, dass »Patchworks« nicht neu sind. Die Stieffamilie war als Modell der vorindustriellen Zeit »normal« – auch wenn diese Normalität über den frühen Tod und nicht über die hohen Scheidungszahlen hervorgebracht wurde (u. a. Goldberg 1998, Peuckert 2008).

1 Basis des Artikels ist die Dissertation »Mit Kind und Kegel – Konstruktion von Familie am Beispiel der Stieffamilie – unter besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Familie«, die im März 2008 am Institut für Soziologie der Universität Wien fertig gestellt wurde (Miko 2008).

Dem medialen Diskurs darüber, dass es immer mehr Patchwork-Familien gibt, stehen manche statistische Daten entgegen. Dies muss angesichts der bestehenden empirischen Realität analysiert werden, dass nach wie vor in Österreich 84 Prozent der Kinder bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen (Kytir/Wiedenhofer-Galik 2003, 21). Reichen die viel zitierte Pluralisierung von Familie (siehe etwa Beck-Gernsheim 2000 und 2006) und das Gegenargument, dass diese Pluralisierung nur in individualisierten Milieus stattfindet (z. B. Burkart 1997), vielleicht nicht mehr aus, um veränderte Sexualitäts- und Familienvorstellungen zu analysieren? Scheidungen/Trennungen haben das Entstehen von Stieffamilien oder Patchwork-Familien und Alleinerziehenden gefördert. Gesamtgesellschaftlich hat in den letzten Jahren die Zahl der Scheidungen zugenommen: »Waren die 1970 in Österreich geschlossenen Ehen einer ehedauerspezifischen Scheidungswahrscheinlichkeit von 18,1% ausgesetzt« (Schipfer 2007, 20), so ist diese seither rasant angestiegen. Konkret bedeutet das, dass »48,9% der 2006 geschlossenen Ehen bei konstanten ehedauerspezifischen Scheidungsraten vor dem Scheidungsrichter enden dürften« (ebd.). Historisch ist dies auf eine Veränderung der Bedeutung der Ehe, den Eintritt und Verbleib der Frauen in den Arbeitsmarkt sowie auf Änderungen in den Normvorstellungen im Bereich der Familie zurückzuführen.

Die gestiegene Scheidungsrate hat Einfluss auf das System Familie. Wie ich zeigen werde, haben Veränderungen der Grundpfeiler Haushalt, sexuelle Orientierung, Monogamie, Liebe auf Lebenszeit und biologische Verwandtschaft (Miko 2008) dazu geführt, dass sich nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, homosexuelle Partnerschaften und LAPs² entwickelt haben. Vor der theoretischen und empirischen Analyse des Themenfeldes möchte ich auf das methodische Konzept meiner Arbeit eingehen.

3. Methodische Vorgehensweise

Die Untersuchung basiert auf qualitativen Interviews mit Familienmitgliedern aus sechs Stieffamilienkonstellationen, die ich im Zeitraum 2002 bis 2006 in Wien durchführte. In einer ersten Phase wurden diese Gespräche mit der Systemanalyse nach Froschauer und Lueger³ ausgewertet. Weiters wurden 20 zusätzliche ethnographische Interviews geführt und danach themenanalytisch ausgewertet (zur Methode siehe Froschauer/Lueger 2003).

Ich wollte nur Konstellationen untersuchen, in denen ein Paar mindestens ein Kind betreut, das mit einem/einer der PartnerInnen verwandt und mit dem/der anderen durch soziale Verwandtschaft verbunden ist. Gemäß dem Prinzip des *theoretical sampling* wurden dann Fälle ausgewählt, die maximal ähnlich waren und maximal voneinander variierten. *Theoretical sampling* heißt hier, dass die Auswahl im Laufe des

2 LAPs: *Living apart together* beschreibt Beziehungen, in denen die PartnerInnen in zwei getrennten Haushalten leben.

3 Systemanalyse ist eine von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger (2003) beschriebene Methode, die sich besonders gut eignet, Struktureffekte und Systemeffekte in Systemen, etwa im System Familie, zu analysieren. Ausgewählte Gesprächsstellen und Satzteile wurden zusätzlich feinstrukturanalytisch untersucht, um die sprachliche Struktur des Textes besser zu verstehen.

Forschungsprozesses erfolgt und dass der Prozess der Datenanalyse und Datenerhebung in einem Wechselwirkungsverhältnis steht. Maximale Variation bedeutet beispielsweise, dass zwischen Konstellationen, in denen kein Kontakt mehr zum biologischen Elternteil besteht, und Verhältnissen, in denen der Kontakt sehr eng ist, unterschieden wurde. Oder dass etwa zwischen einer einfachen Stieffamilie (ein Partner/eine Partnerin nimmt Kinder in die Beziehung mit) und einer komplexen Stieffamilie (Nave-Herz 2007, beide Elternteile bringen Kinder in die neue Partnerschaft mit) unterschieden wurde. Eine weitere Differenzierung erfolgte zwischen Paaren, die eine sexuelle Beziehung miteinander eingingen, und solchen, die sexuell (auch) nach außen orientiert waren, d. h. sexuell auch mit anderen Menschen verkehrten.⁴ Meistens entstand diese Differenzierung *nach* dem Finden eines konkreten Falls. Bestand etwa in einer Familie eine enge Beziehung mit dem Ex-Partner, so wurde eine nächste gesucht, in der dies nicht der Fall war.

Für schwule Väter gibt es in Wien die Selbsthilfegruppe *Papas in motion* (mit sozialarbeiterischer Betreuung). Mit einem Vertreter dieser Gruppe wurde ein Experteninterview geführt, um die wichtigsten von schwulen Vätern in Wien diskutierten Themen zu erfassen.

Um einen Kontrastfall hinsichtlich sozialer Elternschaft zu analysieren, wurde auch eine Pflegefamilie untersucht, in der einem lesbischen Paar ein Pflegekind zugesprochen war. Über die Rekonstruktion der besonderen Maßstäbe, die bei einer solchen Vergabe an lesbische Eltern gestellt werden, konnten allgemeinere Vorstellungen über Normalität in der Familie abgeleitet werden.

Folgende Stichprobenauswahl wurde getroffen:

- Ein lesbisches Paar, in dem eine Frau ein biologisches Kind in die Beziehung mitbrachte. Altersgruppe⁵ (AG): 35 bis 40 Jahre; Kind: 7 Jahre.
- Ein lesbisches Paar, in dem beide Frauen Kinder in die Beziehung mitnahmen. AG: 40 bis 50.
- Ein schwuler Vater, der mit einer Frau zusammenlebt, aber sexuell mit Männern verkehrt. In dieser Partnerschaft gibt es Kinder. AG: 40 bis 50.
- Eine Mutter, die ein Kind in die neue Beziehung mitnahm und mit dem neuen Partner ein gemeinsames Kind hat. AG: 20 bis 30; Kinder: 7 und 4; Beruf: Arbeiterin.
- Ein lesbisches Paar, dem ein Pflegekind zugesprochen wurde. AG: 40 bis 50.
- Ein allein erziehender Vater, der drei Kinder aus der Beziehung mit einer Frau in eine neue heterosexuelle Partnerschaft mitnahm. Die neue Partnerin brachte zwei Kinder in die Beziehung mit. AG: 40 bis 50.

Diese Personen wurden in qualitativen Interviews zwischen zwei und zweieinhalb Stunden lang befragt. Gleichzeitig wurden, wie bereits erwähnt, weitere 20 ethnographische Gespräche mit Stiefeltern geführt. Das Ziel der Studie war es, mittels qualita-

4 Ein Paar lebte in einer Ehe, unterhielt aber keine sexuelle Beziehung miteinander. Die PartnerInnen definierten ihre Beziehung als »Kuschelbeziehung«.

5 Aufgrund der Struktur der in Wien lebenden lesbischen und schwulen Eltern mit Kindern, d. h. einer kleinen, einander kennenden Gruppe, werden keine genauen Altersangaben gemacht. Aus demselben Grund wird das ungefähre Alter der Kinder nur angegeben, wenn sie anwesend waren.

tiver Methoden das *Wie* dieser Konstellationen genau zu beschreiben und Repräsentativität im Rahmen des Konzepts von *theoretical sampling* zu erarbeiten. Auf statistische Repräsentativität wurde nicht abgezielt.

In einem weiteren Schritt wurden deutschsprachige familiensoziologische Literatur mit angloamerikanischer (Stief-/ Queer-) Familienliteratur verglichen sowie Queer Studies und der Polyamory-Diskurs analysiert. Es ging darum, aufzuzeigen, dass sich die beiden familiensoziologischen Diskurse hinsichtlich ihres Familienverständnisses grundsätzlich unterscheiden: Während im deutschsprachigen Diskurs die Kernfamilie nach wie vor den Referenzpunkt bildet, dekonstruieren Teile des angloamerikanischen Diskurses die Familie an sich. Ich werde weiter unten in Kapitel 5 zeigen, dass dies für die Konzeption von Familie und Sexualität gilt.

4. Die Eckpfeiler der Familie und ihre Implikationen für die Sexualität

Ich möchte mit der Analyse des Feldes beginnen, indem ich ein Kernergebnis der Dissertation vorwegnehme. Üblicherweise werden im familiensoziologischen Diskurs soziale Entwicklungen rund um die Kernfamilie bzw. deren Abweichungen (Stieffamilie, homosexuelle Familien, AlleinerzieherInnen, Scheidung bzw. Scheidungskinder) beschrieben. Die Interviews zeigen allerdings, dass diese klare Abgrenzung zwischen den einzelnen Familienformen die Komplexität innerhalb dieser Familien unzureichend beschreibt. So können PartnerInnen bereits sexuell getrennt leben, den gemeinsamen Haushalt aber für die Kinder (zumindest eine Zeit lang) aufrechterhalten. PartnerInnen können in einer Ehe leben, die Sexualität aber nach außen verlagern. Dies erfolgt in meinen Fällen nicht unbedingt unter dem Label »Betrug«, sondern in Offenheit gegenüber den Kindern und dem Partner/ der Partnerin. Soziologisch lässt sich ableiten, dass die Konzeptionen, die in der Familienforschung verwendet werden, den Selbstzuschreibungen der Familienmitglieder nachhinken.

Ich denke, dass es analytisch sinnvoller ist, die Grundpfeiler dieser Familiendefinition genauer unter die Lupe zu nehmen. Wenn ich von »der Familiendefinition« spreche, so meine ich den klassischen deutschsprachigen familiensoziologischen Diskurs (u. a. Nave-Herz 2007). Hier wird die Kernfamilie (Vater, Mutter, Kinder) als Normalmodell konstruiert und werden alle anderen Formen ausgehend von dieser Norm analysiert (Levin 1993). Ich nenne diese Grundpfeiler »Apriori« und werde daher in weiterer Folge diesen Begriff wählen. Diese Apriori haben sich sowohl aus der Literaturanalyse als auch aus dem empirischen Material ergeben. Dazu zählen u. a. konkret:

- *Hierarchie der sexuellen Orientierung*: Heterosexualität wird immer in einem Komparativ zu Homosexualität gedacht: normaler, häufiger, besser für die Kinder. Das Bild der Vater-Mutter-Familie wird somit verfestigt (Rubin 2003).
- *Exklusivität der gemeinsamen Sexualität*: Monogamie gilt gegenüber Polygamie als höherwertig. Das Ideal des Partners/ der Partnerin auf Lebenszeit wird dadurch verfestigt. Ein weiterer Aspekt dieses Apriori ist der Code bzw. das Ideal der romantischen Liebe auf Lebenszeit (u. a. Sieder 2008).

- *Verwandtschaft*: Biologische Verwandtschaft wird in ihrer Bedeutung als »die wahre Familie« über soziale Verwandtschaft gestellt. Stieffamilien werden damit hermeneutisch als »das Andere« konstruiert. Literatur zur Reproduktionstechnologie (auch im lesbischen Kontext) hat gezeigt, dass die Teilung zwischen biologischer und sozialer Verwandtschaft nicht mehr ausreichend ist (z. B. Mense 2004). Neue Reproduktionstechnologien machen eine Teilung in soziale/ biologische/ genetische Mutterschaft und soziale/ genetische Vaterschaft möglich.
- *Sexuelle Beziehung*: Familie wird auf der Basis von zwei Personen verstanden, die gemeinsam eine sexuelle Beziehung eingehen. Konstellationen, in denen Personen ohne sexuelle Beziehung Kinder miteinander aufziehen, hinterfragen klassische Familienkonzeptionen.
- *Haushalt*: Familie und gemeinsamer Haushalt werden traditionell als Einheit gedacht. Das Haushalts-Apriori ist auch aus soziologischer Perspektive bereits in Auflösung begriffen. So sind etwa die so genannten LAPs (*living apart togethers*) – also Paare, die eine Beziehung eingehen, aber in getrennten Haushalten leben – mittlerweile eine soziologisch relativ gut erforschte Gruppe.

Wird »gemeinhin« von Familie gesprochen, so entspringt das damit verbundene Familienbild einer »Normalitätsfolie« – zwei Personen unterschiedlichen Geschlechts leben in einer lebenslangen monogamen Beziehung inklusive Liebe und gemeinsamem Haushalt eine sexuelle Beziehung. Die Normalitätsfolie wirkt explizit oder zumindest implizit-strukturell nicht nur in der individuellen Wahrnehmung, sondern auch in vielen Bereichen des sozialstaatlichen Systems: soziale Förderungs- und Sicherungssysteme, soziale Arbeit und familienrechtliche Regelungen.

Interessant ist, dass in Österreich statistisch nur 9 Prozent aller Familien Stieffamilien sind (Schipfer 2007, 17). Keine verlässlichen statistischen Angaben gibt es zu homosexuellen Familien. Lässt sich daraus schließen, dass Familie nach wie vor allem im heterosexuellen Kontext gelebt wird? Meine These ist, dass die Veränderungen innerhalb der Patchwork-Familien sowie die Entstehung und Theoretisierung aus dem queeren Kontext sowohl neue Konstellationen entstehen haben lassen, als auch die heterosexuellen, monogamen und auf Lebenszeit angelegten Beziehungen verändert haben. Diese Veränderungen finden wir sowohl in einer sozialen Praxis (etwa durch geplante lesbische Elternschaft) als auch in politischen, soziologischen und moralischen Diskursen. Ganz spezifisch auf Sexualitätsvorstellungen umgelegt, bedeutet dies aber neuerdings auch: Die Normvorstellungen, wie Sexualität in Familien auszusehen hat, sind nicht mehr ausschließlich ein moralischer, soziologischer oder politischer Diskurs, sondern spiegeln sich auch im Alltag wider. Sieder (2008) umschreibt diesen Prozess mit dem Code der skeptisch-romantischen Liebe: Partnerschaften werden nach wie vor nach romantischen Kriterien geschlossen, jedoch ist ihr Scheitern bereits zumindest mit einkalkuliert.

»Die romantische Liebe verschwindet zwar keineswegs, doch wird sie öfter erlebt und öfter verloren. Damit aber wird sie auch in den ihr zugeschriebenen Qualitäten vielfältiger. Sie ist nicht mehr in der Ehe monopolisiert und auch nicht auf die heterosexuelle Beziehung beschränkt. Frauen und Männer erleben sie meist öfter als einmal im Leben,

und je öfter sie eine romantische Liebe und deren Ende erleben, desto gelassener nehmen sie es hin. Die Gleichzeitigkeit der Hoffnung und des Zweifels wird zum Markenzeichen der ›zweiten‹ Moderne. So transformiert sich auch der Code der romantischen Liebe in den Code der ›skeptisch-romantischen Liebe‹ (Sieder 2008, 357–358).

Sieder, der sich in seiner Studie ebenfalls mit Stieffamilien beschäftigt, geht davon aus, dass die Familienmitglieder die Brüchigkeit von Beziehung und Sexualität auch im Alltag vermehrt diskutieren bzw. sie bereits mit einer veränderten Einstellung in Beziehungen eintreten.

Ich möchte dies einerseits auf Basis der Aushandlungsprozesse innerhalb von Familien, andererseits auf Basis der Herausforderungen des Familienwandels für das Familienrecht zeigen. Dafür möchte ich vier theoretische Strömungen diskutieren, die meiner Ansicht nach zu diesen Entwicklungen beigetragen oder sie durch soziologische Analyse fassbarer gemacht haben.

5. Theoretische Einbettung des Familienwandels

5.1 Familie versus intimacy and care

Das Journal »Current Sociology« (2004) hat in seiner Ausgabe »Beyond the Conventional Family: Intimacy, Care and Community in the 21st Century« in großem Rahmen das Konzept/den Begriff Familie zu dekonstruieren versucht. Im Editorial weisen die Herausgeberinnen Sasha Roseneil und Shelley Budgeon auf den Bedeutungswandel von Familie als Reproduktionseinheit zu Familie als Ort der Intimität abseits biologischer Wurzeln hin. Das Konzept von *intimacy and care* versucht Familie in Bezug auf zwei Vorbedingungen zu dekonstruieren: Familie soll abseits von gemeinsamer sexueller Praxis definiert und Freundschaft nicht mehr als Antipode zur familialen Einheit konstruiert werden. Warum vertreten die beiden Herausgeberinnen dieses Anliegen? Sie möchten untersuchen, inwiefern die Kategorie Familie nicht mehr im Stande ist, die Praktiken von Intimität und Fürsorge zu erfassen: Soziale Praxen, wie etwa Fürsorge, Sexualität oder Intimität werden immer noch der Familie zugeschrieben, die sowohl in den Medien als auch in der Politik nach wie vor scheinbar das Monopol auf die oben genannten Bedürfnisse zu haben scheint – diese Bedürfnisse werden jedoch zunehmend außerhalb der traditionellen Kernfamilie gelebt.

Roseneil und Budgeon untersuchen, inwieweit in den Sozialwissenschaften Familie weiterhin mit der heterosexuellen Kernfamilie gleichgesetzt wird und inwieweit Intimität und Fürsorge in anderen Familienkonstellationen (etwa Freundschaftsfamilien) oder in atypischen Familien (z. B. Stieffamilien) gelebt werden. Sie argumentieren:

»Solche Praktiken in nicht-normativen Intimitätsverhältnissen – also zwischen FreundInnen, nicht-monogamen LiebhaberInnen, Ex-LiebhaberInnen, PartnerInnen, die nicht zusammen wohnen, PartnerInnen, die keinen Sex miteinander haben, jene, die nicht so leicht in das binäre System FreundIn/LiebhaberIn einzuordnen sind – und Beziehungsnetzwerke, in denen diese Praktiken stattfinden (oder eben nicht), haben folgende Bedeutung: Sie verringern die vorrangige Bedeutung, welche normalerweise sexuellen Partner-

schaften garantiert ist, und stellen eine Herausforderung für die Privilegierung ehelicher Beziehungen in der Forschung über Intimität dar. Diese Praktiken, Beziehungen und Netzwerke werden in der soziologischen Literatur größtenteils ignoriert. Diese bleibt – ohne es jemals explizit zuzugeben – dem Bild treu, dass das heterosexuelle Paar das Herz der Gesellschaft ist, das das Leben spendende Blut in die soziale Reproduktion pumpt« (Roseneil/ Budgeon 2004, 138).⁶

Die wichtigsten Ergebnisse der Analyse von Roseneil und Budgeon sind meiner Meinung nach die beiden Aspekte, welche ihrer Ansicht nach die »neue« Kultur von Intimität und Fürsorge charakterisieren, nämlich die Konzentration auf Freundschaft und die Dezentralisierung (der Bedeutungsverlust) von Sexualität. Die Autorinnen zeigen anhand von verschiedenen ethnographischen Studien, dass es Intimität und Betreuung (von Kindern) auch vermehrt außerhalb der klassischen Familienstrukturen gibt. So ziehen beste Freundinnen Kinder miteinander auf, ohne eine sexuelle Beziehung miteinander einzugehen, und sie teilen auch nicht die Einstellung, dass diese Konstellation nur solange hält, bis eine der Frauen wieder einen Partner findet. Auch eine Studie von Stacey (2004) in dieser Ausgabe von »Current Sociology« zeigt, dass schwule Cruising-Bereiche⁷ nicht nur Orte der Sexualität sind, sondern hier auch soziale Bande (Haushalt, Betreuung etc.) geknüpft werden. Diese beiden Merkmale – Konzentration auf Freundschaft und Dezentralisierung von Sexualität – dürften auch für die Entwicklung eines soziologischen Frameworks zum Verständnis von Stieffamilien im Allgemeinen wichtig sein. Roseneil und Budgeon kritisieren hier also, dass die Konzentration der Forschung auf schon bekannte Familienkonstellationen neue Praxen außer Acht lässt.

5.2 *Families of Choice – die Wahl der richtigen Familie*

Kath Weston hat mit ihrem Konzept *Families of Choice* (Weston 1997) Sexualität und Familie aus einer anthropologischen Sichtweise dekonstruiert. Sie zeigt, wie in westlichen Gesellschaften Familie und Verwandtschaft immer mit *sexual intercourse* (ich werde dies im Folgenden mit »sexueller Verkehr« übersetzen) gleichgesetzt wird. Scheinbar naturgegeben wird durch Sexualität auch verwandtschaftliche Beziehung erreicht. Interessant ist hier, dass der Zusammenfall von sexuellem Verkehr und Fortpflanzung eine Familie zu einer Familie macht. Weston demonstriert, dass das gesellschaftlich bekannte Skript »Schwule verführen junge Männer« im Glauben wurzelt,

6 Englischer Originalwortlaut: »Practices such as these within non-normative intimacies – between friends, non-monogamous lovers, ex-lovers, partners who do not live together, partners who do not have sex together, those which do not easily fit the ›friend/lover‹ binary classification system – and the networks of relationships within which these intimacies are sustained (or not) have the following significance: they decentre the primary significance that is commonly granted to sexual partnerships and mount a challenge to the privileging of conjugal relationships in research on intimacy. These practices, relationships and networks largely fail to be registered in a sociological literature which retains an imaginary which, without ever explicitly acknowledging it, sees the heterosexual couple as the heart of the social formation, as that which pumps the life-blood of social reproduction.«

7 Unter Cruising-Bereichen versteht man – meist öffentliche – Orte, an denen sich Menschen treffen, um Sex zu haben.

homosexuell lebende Menschen könnten sich nicht fortpflanzen. Dieses Skript ist insofern bemerkenswert, als Lesben und Schwule sich biologisch fortpflanzen können (und häufig auch Kinder bekommen oder erziehen), aber trotzdem oft außerhalb der Familie angesiedelt werden. Weston weist mit ihrer bekannten Frage »*Is straight to gay as family to non family?*« – also »Verhält sich Heterosexualität zu Homosexualität wie Familie zu Nicht-Familie?« – darauf hin, dass Homosexualität immer außerhalb der Familie konstruiert wurde. Ich werde im Rahmen der empirischen Ergebnisse weiter unten (Kap. 6.2–6.3) noch erläutern, dass diese Konstruktion ganz konkrete Auswirkungen auf die Familienplanung von lesbischen Frauen und schwulen Männern haben kann. Weston zeigt, wie homosexuell lebende Menschen auf sexuelle Identität und hier auch wiederum nur auf sexuelle Praxis reduziert werden. Sehr provokant formuliert sie, dass homosexuell lebende Menschen scheinbar nur Sex haben, aber keinen Arbeitsplatz, keine Familie, keine Hobbys und vieles mehr. Der Diskurs rund um die »Homo-Ehe« ist ihrer Ansicht nach ein »Wiedereintrittsdiskurs«: Homosexualität will *family-land* betreten. Eintreten kann aber nur, was vorher ausgeschlossen wurde.

5.3 Der Polyamory-Diskurs

Eine weitere Strömung, die ich für den familiensoziologischen Diskurs über die Kategorie Sexualität relevant halte, ist der Polyamory-Diskurs. Diese aus den USA kommende Denkrichtung wird auch in Europa immer einflussreicher. Reinhard Sieder hat in seinem aktuellen Buch »Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder« diesen Diskurs berücksichtigt.

»Seit kurzem werden wieder, nicht zum ersten Mal, Konzepte diskutiert, die romantische Liebe aus den Fesseln der Monogamie zu befreien. So wird unter dem Schlagwort ›Polyamory‹ behauptet, dass Mann und Frau zwei oder mehr Menschen zur gleichen Zeit lieben könnten, allerdings nur in Offenheit und Ehrlichkeit. Damit bricht eine kleine subversive Bewegung mit dem Postulat der ›einen und einzigen‹ Liebe« (Sieder 2008, 43).

Sieder argumentiert, dass dieser Diskurs die Offenheit in einer Beziehung überschätzt und somit Beziehungen dieser Art zum Scheitern verurteilt sind. Er betont hier das *Poly-*, während in der Mehrzahl der Texte das *-amory* im Vordergrund steht. Die AutorInnen (u. a. Easton/ Liszt 1997) konzentrieren sich eben nicht auf die Sexualität mit mehr als einer Person, sondern auf die Möglichkeit, unterschiedliche Bedürfnisse in einer Partnerschaft auszuhandeln. Dabei ist Sexualität ein mögliches Bedürfnis, nicht unbedingt aber das zentrale Interesse. Soziologisch ist dieser Diskurs interessant, weil er Monogamie als eine heteronormative, d. h. als eine von der Mehrheitskultur der heterosexuell lebenden Menschen definierte, Kategorie versteht: Weiters wird mit der Verantwortung gegenüber einem Partner/einer PartnerIn in Verbindung mit der gleichzeitigen polygamen Lebensweise das Modell der Kernfamilie hinterfragt. Da sich diese Denkrichtung von der heterosexuellen Kernfamilie abgrenzt, ist es relevant, hier einzelne Argumente zu diskutieren.

5.4 Der Einfluss der Queer Studies

Als vierte Theorieströmung haben die Queer Studies zur Hinterfragung sexueller Identitäten beigetragen. Es gibt einen reichen Diskurs darüber, ob Queer Studies eine eigene Theorierichtung sind. Ich halte mich hier an den Ansatz, dass die Queer Studies zwar keine eigene Disziplin darstellen, aber eine Frageperspektive eröffnen, die sich über alle Disziplinen legen kann (u. a. Kraß 2003). Judith Butlers Konzept der *Performativität* (1991) kann auch der Konzeption von Familie eine neue Schärfe verleihen. Im traditionellen familiensoziologischen Diskurs wird die heterosexuelle Familie zumeist als Norm konstruiert, während beispielsweise die Queer-Familien als abweichend gelten. Nun sind die sexuelle Orientierung sowie der Wert der Monogamie historisch gewachsen. Und genau auf diese Tatsache beziehen sich auch die Queer Studies. Geschlechtliche Identität ist immer schon performativ. Gemeint ist hier, dass geschlechtliche Identität kein Original kennt. Butler (1991) hat dies in ihren Ausführungen zur Travestie erklärt. Der Transvestit kann keine Kopie der originalen Frau sein, da auch das Original sozial konstruiert ist. Und so gibt es auch keine normale sexuelle Orientierung, da Sexualität immer sozial gerahmt ist.

»Die soziale Geschlechtsidentität ist nicht durch das anatomische Substrat des Körpers gedeckt und somit nicht natürlich; vielmehr ist umgekehrt der Körper immer schon mit einer sozialen Geschlechterrolle imprägniert« (Kraß 2003, 20).

Gayle Rubins klassischer Text »Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik« (Rubin 2003) analysiert die Hierarchien unterschiedlicher Sexualitätskonzepte. Sie zeigt, dass sexuelle Ordnungen immer gesellschaftlich verhandelt werden. Wer die tagespolitische Diskussion um die so genannte »Homo-Ehe« in Österreich seit Ende der 1990er-Jahre beobachtet, erkennt, dass der Diskurs darüber geführt wird, welche Form von Sexualität als Apriori der Familie tauglich ist. Andere Apriori sind bei homosexuellen Partnerschaften erfüllt: die Zwei-Generationen-Basis, die biologische Verwandtschaft mit dem Kind, der gemeinsame Haushalt. Als Familie gilt dieses Zusammenleben deshalb nicht, weil es das Apriori der Heterosexualität nicht erfüllt. Die Darstellung Rubins zeigt aber vor allem, dass Familien- und Sexualbilder einer Gesellschaft wandelbar sind. Dies werden sie, indem sie in einem diskursiven Raum neu ausverhandelt werden. Was vor hundert Jahren als »gute Sexualität«, »gute Familienform« oder »gute sexuelle Orientierung« gegolten hat, kann heute bereits anders bewertet werden (Rubin 2003).

So zeigt die Debatte rund um die »Homo-Ehe«, dass eine Gesellschaft darüber streitet, in welchen Konstellationen »gute« und »gesunde« Sexualität gelebt wird. In einem nächsten Schritt wird diskutiert, ob diese Konstellationen eine »gute« und »gesunde« Kindererziehung ermöglichen. Gleichzeitig erfolgt aber auch innerhalb von sexuellen Subgruppen (etwa homosexuell l(i)ebenden Menschen) eine Hierarchisierung⁸ – und zwar in jene Homosexuellen, die verheiratet sind, und jene, die es nicht sind.

⁸ Das bezieht sich auf jene Länder, in denen es eine vertragliche Regelung des Zusammenlebens von gleichgeschlechtlichen Paaren gibt bzw. in denen die Adoption von Kindern erlaubt ist.

Hier kann auf Foucaults Prinzip der Generativität, also der Herstellung von Repression verwiesen werden (Foucault 1986). Foucault zeigt Folgendes: Auf den ersten Blick erschiene es vielleicht logisch, dass Repression ausschließlich verhindernd wirkt. Tatsächlich beinhaltet Unterdrückung aber auch eine produktive Komponente. Sie erfordert die Produktion von Außenidentitäten, um die Norm zu stabilisieren. Heterosexualitäten »produzieren« in diesem identitätsstiftenden Sinn also Homosexualitäten – Homosexualitäten stabilisieren Heterosexualitäten. Die Norm produziert den Rand und die Norm existiert nur aufgrund des Randes. Das bedeutet also: Wer Homosexualität verbietet, schafft sie dadurch auch. Anders formuliert: Die Kernfamilie produziert andere Formationen und sie existiert eben nur wegen dieser »anderen« Familienformationen.

Zusammengefasst haben die Queer Studies gezeigt, dass Sexualität ein soziales Konstrukt ist, in dem auch der Körper ein Aspekt ist, und dass nicht umgekehrt Sexualität die Folge eines natürlichen Körpers ist.

Ich will nun in den folgenden Kapiteln meine empirischen Ergebnisse darstellen, wobei ich mich immer wieder auf die theoretischen Ausführungen beziehe.

6. Von denen, die in Ohnmacht fallen – Aushandlungen über Sexualität im familiären Kontext

Da gezeigt wurde, dass die »normale« Sexualität in der »normalen« Familie sozial konstruiert ist, möchte ich nun diskutieren, in welchen Prozessen innerhalb der Familien Sexualität ausgehandelt wird bzw. welche Deutungsmuster gefunden werden können. Ich will diese Aushandlungen an ausgewählten Beispielen erläutern, um zu zeigen, wie Aushandlung und gesellschaftlicher Diskurs miteinander interagieren.

6.1 *Auslagern der Sexualität – das Doppelgleisigkeitsskript*

In der traditionellen Kernfamiliendefinition sind – wie oben gezeigt – einige Apriori versteckt, die selten ausgesprochen oder reflektiert werden. Dies gilt gleichermaßen für den medialen, den wissenschaftlichen und auch den politischen Diskurs.

Eines davon ist die gemeinsame Sexualität der Eltern, die auch während der Erziehung der Kinder aufrecht bleibt.⁹ Das Auflösen der Kernfamilie bedeutet meistens, dass sich die Eheleute trennen, also auch ihre gemeinsame Sexualität zu einem Ende gelangt.

Es stellt sich aber die Frage, ob vom Ende der Kernfamilie zu sprechen ist, wenn die Eheleute an anderen Grundpfeilern des Familienlebens, wie etwa an der Kindererziehung oder am gemeinsamen Haushalt, festhalten wollen. Relevant ist hier also die Tatsache, dass innerhalb der Familien über Modelle nachgedacht wird, die nicht der

9 Wobei hier nichts darüber ausgesagt werden kann, wie sich das Sexualverhalten von PartnerInnen in »intakten« Beziehungen gestaltet. Auch hier ist denkbar, dass die Eheleute bzw. PartnerInnen keine gemeinsame Sexualität mehr haben, dies aber nicht nach außen kommunizieren. Es wird in dieser Studie nur auf die Erzählungen der Menschen zurückgegriffen, die das Ende bzw. Scheitern einer sexuellen Beziehung erlebt haben beziehungsweise ihre Sexualität thematisieren.

gängigen Vorstellung von Kernfamilie entsprechen. Interessant ist weiters, dass diskursiv nicht das Scheitern im Vordergrund steht, sondern vielmehr die Aushandlung der Apriori.

Nehmen wir das Beispiel eines schwulen Vaters, der innerhalb seiner heterosexuellen Beziehung, in der es auch Kinder gibt, seine eigentliche sexuelle Orientierung als Homosexueller erkennt. Er beschreibt seine Beziehung zu seiner (späteren Ex-) Frau nicht als gescheitert, sondern als im Wandel zu einer neuen Phase. In diesem konkreten Fall wurde von beiden Eltern – teils sprachlich explizit, teils performativ durch Handlungen – die Abmachung getroffen, eine Kernfamilie zu bleiben – ohne gemeinsame Sexualität der Elternteile. Dabei geht es aber nicht um eine spezifisch in dieser *homosexuellen* Konstellation begründete Übergangsphase, sondern um die Aushandlung von Sexualität insgesamt.

Ein anderer allein erziehender Vater meiner Erhebung versuchte nach der »innerlichen« Trennung von seiner Frau (sie lebten in diesem Stadium der Trennung aber noch im selben Haushalt) neue lebbare Modelle zu finden. Hier war vor allem daran gedacht, zwar die sexuelle Beziehung aufzulösen, aber für die Kinder eine konstante Basis im gemeinsamen Haushalt zu bleiben. Der Referenzpunkt dieser Modellsuche waren also die Kinder: Für sie wurde nach der Konstanz der Kernfamilie gesucht – und dies in kreativer Weise. Haushalt und sexuelle Beziehung werden hier nicht mehr als unumstößliche Eckpfeiler von Familie gelebt. Es ist zwar nicht neu, dass Kinder mit den neuen PartnerInnen ihrer geschiedenen Eltern in neuen Wohnungen wohnen. Auch ist nicht neu, dass eine Kernfamilie nach außen aufrechterhalten wird, während die Eltern im Geheimen bereits andere PartnerInnen haben. Was in den Gesprächen aber erstaunte, war die Tatsache, dass Eltern mit der »Patchwork-Situation« aktiv umgehen wollten. Sie suchten konstruktiv nach neuen Modellen. So wollten sie die Partnerschaft für die Kinder im gemeinsamen Haushalt weiterführen, die Sexualität aber offen mit anderen PartnerInnen leben. Auch wenn diese Konstellationen laut meinen Forschungsergebnissen nicht von Dauer waren, weisen sie doch auf einen veränderten Umgang mit Trennung bzw. den Apriori Sexualität, Haushalt und Familiendefinition hin.

6.2 Sexuelle Erfüllung und Kinderwunsch

Ein weiteres Beispiel bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen sexueller Erfüllung und Kinderwunsch. Es geht um eine lesbische Mutter, die im Interview das Warten auf sexuelle Erfüllung und das Eintreten eines Kinderwunsches in einem Atemzug nennt. So bezeichnet sie fehlenden sexuellen Überschwang als Grund, weshalb bei ihr während der heterosexuellen Phase kein Kinderwunsch entstand:

»Also ich wollte ja schon lange Kinder als Lesbe, also vorher, wie ich heterosexuell war, wollte ich überhaupt keine Kinder, da kann ich mich überhaupt nur an einen einzigen sexuellen Überschwang erinnern, wo ich gefunden habe, also jetzt möchte ich schwanger werden, aber da war ich neunzehn, und Gott sei Dank ist das damals nicht passiert, und sonst wollte ich überhaupt keine Kinder. Das heißt für mich war das erst interessant, als ich mich frei gefühlt habe« (Interview 1).

Wichtig ist in unserem Zusammenhang, dass sexuelle Erfüllung, abseits der biologischen Möglichkeit, Kinder zu bekommen, den Kinderwunsch steigerte. Die biologische (Un-) Möglichkeit, mit einem Partner Kinder zu bekommen, und ein Kinderwunsch hängen also nicht unbedingt zusammen. Hier scheint es für mich ein Ungleichgewicht zu geben zwischen der Bewertung von homosexuellen Paaren mit Kinderwunsch und der Bewertung von heterosexuellen Paaren, die zwar einen Kinderwunsch haben, aber keine Kinder bekommen können. Wird der Diskurs im ersten Fall rund um die Frage »Dürfen sie welche bekommen?« geführt, so dreht er sich im zweiten Fall rund um die Frage »Wie können wir ihnen helfen, welche zu bekommen?« Es geht hier also nicht um die biologische Unmöglichkeit, Kinder zu bekommen, sondern um die sexuelle Orientierung.

Kath Weston (1997) hat für die USA der 1980er-Jahre gezeigt, dass aus der sexuellen Orientierung viel mehr als nur eine sexuelle Tatsache abgeleitet wird. So werden lesbische Frauen und schwule Männer meistens nur auf ihre sexuelle Identität reduziert und als Antipoden zur Familie konstruiert. Auch weist die Erzählung der oben erwähnten lesbischen Mutter auf einen weiteren Aspekt hin: Es scheint eine Art Sexualitätsbiographie zu geben, die Entscheidungen im Leben mit erklären kann (in diesem Fall den Kinderwunsch): Der richtige Zeitpunkt für die Schwangerschaft war erst gekommen, als die eigene sexuelle Identität geklärt war.

Aus dieser Entscheidung ergeben sich für das Selbstverständnis der Frau als Mutter weitere Konsequenzen: Das feministisch-lesbische Umfeld war zu dieser Zeit¹⁰ sehr rigide im Urteil über Mutterschaft: Mutterschaft wurde ausschließlich mit der Reproduktion der Geschlechterhierarchien gleichgesetzt. Lesbische Elternschaft bedeutete somit auch, sich in zwei Richtungen verteidigen zu müssen – gegen die Mehrheitskultur der biologischen Kernfamilie und gegen den Vorwurf, Geschlechterstereotype zu reproduzieren:

»So habe ich das am Anfang bemerkt, und dann habe ich das konkreter machen können, dass ich Sehnsucht nach einem Kind hab' und das war für mich sehr erschreckend. Weil ich empfunden habe, das heißt, ich bin heterosexuell, was ja auch dazumal, das waren die 80er-Jahre, auch eine gängige Lesart war. Ich war Ende zwanzig und meines Wissens hat es damals ein einziges ah Buch gegeben ...« (Interview 1).

Diese Auseinandersetzung mit den einander widersprechenden Diskursen führte zu Zweifeln an der eigenen Identität. Der Kinderwunsch wurde von der Interviewperson als gleichbedeutend mit einer heterosexuellen Orientierung erlebt. Diese Mutter stellte sich wiederholt die Frage, ob sie denn überhaupt wirklich lesbisch ist. Sexuelle Orientierung ist also die ordnende Größe, die über den Kinderwunsch entscheidet. Hier kommt es zu einer kausalen Verknüpfung von zwei an sich nicht unbedingt zusammengehörenden Bereichen. Die eigenen Wünsche werden an den gesellschaftlichen Normen überprüft bzw. wirken diese als Ordnungsfaktor für die eigenen Bedürfnisse. Das bedeutet aber auch, dass familientheoretische und -politische Diskurse Einfluss

¹⁰ Der Kinderwunsch entstand bei dieser Frau erstmals in den 1980er-Jahren.

auf das alltägliche Leben nehmen. Bemerkenswert ist, wie die befragte Mutter diese Thematik sprachlich ausdrückt:

*»Es war damals die gängige Lesart, dass, wenn man Kinder will, man nicht lesbisch ist«
(Interview 1).*

Die Formulierung »es war die gängige Lesart« zeigt auch, dass Familienthemen teilweise kollektiv interpretiert wurden. Das ist insofern wichtig, als eine »gängige Lesart« ja an sich nicht die eigenen Vorstellungen spiegeln muss: Man spricht über die eigenen Bedürfnisse durch die Brille des Kollektiven. So wird hier eine Zerrissenheit deutlich zwischen dem Anspruch der Community, eine »gute Lesbe« (also nicht Mutter) zu sein, und dem eigenen Anspruch, eine »gute Mutter« (also nicht Lesbe) zu sein.

6.3 Von Hetero zu Homo

Dieses Teilkapitel befasst sich mit Familien, in denen nach einer Trennung der Eltern eine/ einer der PartnerInnen ihre/ seine sexuelle Orientierung wechselt. Abstrakter formuliert bedeutet dies, dass innerhalb einer Lebensspanne verschiedene Beziehungsformen bzw. sexuelle Orientierungen gelebt werden können. Eine interessante Erkenntnis meiner Interviews ist, dass es kaum zu einer Bewertung dieser Lebensphasen als »besser«/ »schlechter« kommt und dass diese Phasen zwar sehr unterschiedlich, aber jede jeweils zu ihrer Zeit sehr glücklich sein können. Heterosexualität und Homosexualität folgen unmittelbar aufeinander und es gibt keine pauschalisierende hierarchisierende Bewertung der beiden Modelle. Auch wenn die Beziehung sehr stark institutionalisiert war (Heirat, gemeinsamer Haushalt), kann eine Veränderung eintreten. Das heißt, Ehe und Haushalt können in der einen Phase als passend angesehen werden, später aber unter Umständen nicht mehr.

Bemerken homosexuelle Eltern ihre sexuelle Orientierung¹¹ und möchten sie zu dieser stehen, kommt irgendwann der Punkt, an dem sie dies ihren Kindern erzählen wollen. Ich will dies am Beispiel eines schwulen Vaters beschreiben. Sein Outing gegenüber den Kindern ist insofern interessant, als es um die Darstellung der eigenen Sexualität in Bezug auf die Vaterschaft geht – insofern ob die sexuelle Orientierung irgendeinen Einfluss auf die Vaterschaft zu haben scheint. In den Interviews mit den heterosexuellen Personen wurden zwar die neue Beziehung oder die Trennung angesprochen, niemals aber in Zusammenhang mit dem expliziten Thema Sexualität. Es muss also einen Unterschied zwischen der Identität Vater oder »schwuler« Vater in der Selbstzuschreibung geben.

Interessant ist, dass die Mitteilung der eigenen sexuellen Identität eine Art Verpflichtung zu sein scheint. Wenn das bei PartnerInnen noch klar sein mag, so stellt sich doch die Frage, inwieweit bei heterosexuellen PartnerInnen die Kinder am Gespräch über sexuelle Identität teilhaben.

11 In diesem Fall wird von »den homosexuellen Menschen« gesprochen – damit erfolgt eine Quantifizierung, die für qualitative Forschung untypisch ist. Diese Bezeichnung wurde deshalb gewählt, da es sich hier um ein typisches Problem innerhalb der Selbsthilfegruppe *Papas in motion* handelt. »Die homosexuellen Menschen« ist nicht im Sinn statistischer Repräsentativität zu verstehen.

Eine mögliche Schlussfolgerung ist, dies als Indiz dafür zu lesen, dass ein öffentlicher Diskurs über schwule Väter fehlt. Dies könnte erklären, warum die schwule Sexualität für den Vater etwas ist, das er dem Kind erzählen muss. Diese Schlussfolgerung ergibt sich vor allem daraus, dass die befragten heterosexuellen Eltern die Sexualität gegenüber den Kindern *nicht* thematisieren. Ich möchte hier keine wertende Position einnehmen, ob es richtig oder falsch ist, mit den eigenen Kindern Aspekte der Sexualität zu besprechen. Es fällt jedenfalls auf, dass im heterosexuellen Diskurs das Ende der Beziehung und die neue PartnerInnenwahl gegenüber den Kindern thematisiert werden, während im homosexuellen Kontext der Wandel der sexuellen Orientierung im Vordergrund steht.

Dabei kann es es dann passieren, dass »die, die sich outen wollten, in Ohnmacht fallen« (siehe das folgende Interviewzitat) und nicht umgekehrt: Gemeint ist damit, dass Kinder oft bereits wussten, dass der Vater schwul ist oder dieser Information wenig Beachtung schenkten. Anders als bei heterosexuellen Trennungen fallen hier die Trennung der PartnerInnen und das Beichten der Sexualität zusammen. Das Wort »Beichte« wird von mir gewählt, da das Aussprechen der eigenen Sexualität sehr schuldbeladen zu sein scheint, mit Angst vor Konsequenzen und einem Hauch von »Geheimhaltung«.

Die Angst, was denn nun nach der »Beichte« passieren könnte, bezieht sich auf die Ängste der Kinder und hier speziell auf die Söhne. Es geht um die Angst um die Söhne – genauer gesagt, dass diese schwul werden könnten bzw. dass die Söhne nach der Beichte selbst Angst bekommen könnten, schwul zu werden.

*»...Angst haben, das dann mitzuteilen, es kann sein, dass es die Frau weiß, dass wir schwul sind, aber nicht wissen, wie sie's dem Kind sagen soll. Oft der Vater ein kompliziertes Gespräch angefangen hat, dass der sich outen wollte, in Ohnmacht gefallen und nicht umgekehrt. Kind das viel besser aufnimmt, als man glaubt, Kinder das durchaus auch als Komponente sehen, die andere Väter nicht haben. Aber die Sorge der Väter, wenn ich jetzt dem Sohn sag', dass ich schwul bin, dass der Sohn dann auch Ängste hat, dass er auch schwul ist, genetische Disposition gibt, und dass aber viele schwule Väter sagen, bin ich froh, dass ich eine Tochter habe, das kommt dann auch noch dazu...«
(Interview 2).*

Hier muss es sich aber um die Angst vor einem spezifischen Diskurs handeln: Denn der Diskurs »Schwule Eltern machen Kinder wieder schwul« ist ein Skript, das gesellschaftlich bekannt ist und im politischen wie psychologischen Bereich immer wieder als Argument gegen Adoptionsrechte von Homosexuellen verwendet wird. Ich habe weiter oben (Kap. 5.2) bereits beschrieben, dass Weston gezeigt hat, wie der Verführungsdiskurs einen Aspekt für die Konstruktion von Homosexualität als »das Andere« im Verhältnis zu Familie/ Verwandtschaft darstellt. Im beschriebenen Beispiel scheinen aber mindestens zwei Ebenen miteinander vermischt zu werden.

Es ist eine Sache, die eigene Sexualität den Kindern offen zu legen und dafür eine positive oder negative Sanktion zu erhalten. Eine andere Sache ist es, anzunehmen, dass die Darlegung der eigenen Sexualität bei den Kindern eine Sorge um deren Sexualität auslösen könnte. Hier scheinen also Diskurse Ängste hervorzurufen oder scheint

die Angst zumindest ein sehr bekanntes Skript zu verwenden. Weiters wird implizit die eigene Sexualität abgewertet, da dieser Diskurs »Schwule können ihre Kinder wieder schwul machen« aufgenommen und somit weitergeschrieben wird. Wenige heterosexuelle Eltern haben Angst, ihre Kinder heterosexuell zu machen. Wenn man davon ausgeht, dass in solchen Gesprächen eine Art Beruhigung erfolgt, dass »du eh nicht schwul wirst«, dann bedeutet aber »nicht schwul zu werden« eine Beruhigung und »schwul werden« eine negative Konsequenz. Unklar bleibt allerdings, ob die schwulen Väter selbst an diese Diskurse glauben, ob sie befürchten, dass die Söhne daran glauben oder schlichtweg Angst vor dem Diskurs und seinen Auswirkungen auf die Söhne haben. Dies ist aber ein weiteres Beispiel dafür, wie öffentliche Diskurse Einfluss auf das Familienleben bzw. die Selbstzuschreibungen haben können.

7. Schlussfolgerungen aus den empirischen Beispielen

Fasst man diese Beispiele aus dem empirischen Teil zusammen, so kann man Veränderungen von Sexualitätsvorstellungen und Konstruktionen von Sexualität auf vier Ebenen finden:

1. Die Grenzen zwischen heterosexueller und homosexueller Familie bzw. Stieffamilie sind fließend. Die sexuelle Orientierung kann sich im Lebenslauf verändern. Eine klare Unterscheidung, dass Menschen entweder hetero- oder homosexuell sind bzw. entweder in einer klassischen Familie oder in einer queeren Familie leben, ist damit nicht möglich.
2. Das Scheitern der Kernfamilie als Diskurs in Medien, Soziologie und Alltag scheint die Komplexität mancher Patchwork-Familie nicht zu erfassen. Man kann – prägnant formuliert – schwul werden oder mit neuen Partnern Sexualität leben und trotzdem für seine Kinder in manchen Situationen mit der Ex-Frau die Kernfamilienkonstellation aufrechterhalten.
3. Familie ist keine klare soziale Größe, sondern baut auf verschiedenen Eckpfeilern auf, die ich Apriori genannt habe. Die monogame, heterosexuelle Kernfamilie wird hier durch andere gelebte Sexualitätsmodelle in Familien gebrochen, die gemäß den anderen Eckpfeilern einer Kernfamilie entsprechen können. Familie ist also abseits der gängigen Lesart zu interpretieren.
4. Kinderwunsch entsteht abseits der biologischen Möglichkeit, Kinder zu bekommen. Die sexuelle Erfüllung bzw. das Glück innerhalb einer Beziehung scheinen für den Kinderwunsch ausschlaggebend zu sein.

8. Rechtliche Folgen dieser Veränderungen

Das System Familie interagiert mit vielen anderen Systemen wie etwa mit Politik, Gesundheit und eben auch mit dem Recht. In diesem Artikel möchte ich zwar die Veränderung der Familie auf soziologischer Ebene erklären, dennoch sollen kurz zwei Rechtsbereiche beispielhaft diskutiert werden. Ein populäres Thema, das der Veränderung der Rahmenbedingungen von Familie im Recht Rechnung trägt, ist die eingetra-

gene Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare. Hier will ich zwei Aspekte herausgreifen. Zum einen die Kritik aus den Queer Studies bzw. der LesBiSchwulen Community an diesem eheähnlichen Konzept. Zum anderen will ich wieder mein Konzept der Apriori zu Hilfe nehmen, um die Unterschiede zwischen den Vorschlägen zweier österreichischer politischer Parteien, der »Grünen Österreichs (die Grünen)« und der »Sozialdemokratischen Partei Österreichs (SPÖ)« zu analysieren. Dies scheint deshalb sinnvoll, da die im Parlament diskutierten gleichgeschlechtlichen Partnerschaftsmodelle sich meistens auf die Vorschläge dieser beiden Parteien konzentrieren.

In ganz Europa entstand aus der Debatte über eingetragene Partnerschaften für homosexuelle Paare auch eine Diskussion über die eingetragene Partnerschaft für heterosexuelle Beziehungen. Dies ist eines der eindrucksvollsten Beispiele dafür, wie Diskurse aus dem queeren Kontext Familienkonzeptionen im heterosexuellen Bereich beeinflussen können. Hinter dieser Debatte steht die normative Frage: Welche Form von Sexualität kann als Basis der Familiengründung von einer Gesellschaft toleriert werden?

Interessant ist hier der Beitrag von Shane Phelan (2000) in einem Sammelband zum Thema »Queering Demokratie«. Grundsätzlich laufen politische Diskussionen um die gleichgeschlechtliche Ehe – so ihre Analyse – auf die Forderung nach einem privilegierten Status von Heterosexuellen hinaus. Da die bürgerliche Kernfamilie im Rechtsstaat nach wie vor als »Keimzelle der Gesellschaft« angesehen wird, ist sie mit Vorrechten für ihre Mitglieder verbunden. Die »VertragspartnerInnen« im Staat, denen der Zugang zu Ehe und Familie verwehrt ist, fallen daher als Folge von Diskriminierung um diese Vorteile um. Phelan wirft die Frage auf, inwiefern eine Anerkennung SchwulLesBischer Ehe und Familie diese Tradition der Ungleichheit weiterführt, und kommt zum Schluss:

»An diesem Punkt ist nicht klar, ob oder in welcher Weise alternative Verwandtschaftsformen tatsächlich das breite Verständnis von Verwandtschaft verändern« (Phelan 2000, 137).

Ein neuer »Rand« könnte sich herausbilden – einerseits zwischen Lesben, die Mütter sind, und kinderlosen Lesben oder Schwulen; andererseits zwischen jenen, die sich für eine eingetragene Lebenspartnerschaft entscheiden, und jenen, die diese als Kopie der Ehe und als heteronormativ bewerten. Judith Stacey hat in ihrem Text »Gay and Lesbian Families – Queer Like us« (1998) gezeigt, dass auch in den USA der 1970er-Jahre diese Trennung durch die LesBiSchwule Community ging. Für die Vereinigten Staaten konstatiert sie aber seit den 1990er-Jahren eine wachsende Einigkeit über die »Homo-Ehe«. Wie ich oben gezeigt habe, hat dieser Schnitt in der LesBiSchwulen Community die Suche danach, was lesbische Mutterschaft heißen kann, stark beeinflusst. Lesbische Sexualität und Mutterschaft muss sich also mit der Kritik und Anzweiflung der Identität sowohl von queerer als auch von heterosexueller Seite auseinandersetzen.

Nun zu den zwei österreichischen Modellen der eingetragenen Partnerschaft. Das aktuelle Konzept der SPÖ kann als Kopie des Eherechts für heterosexuelle PartnerInnen gesehen werden. Aus soziologischer Sicht betrachtet hat dieses Modell folgende Grundbedingungen: Zwei PartnerInnen wollen miteinander eine lebenslange mono-

game Partnerschaft eingehen. Nach einer möglichen Trennung der PartnerInnen gibt es eine Unterhaltspflicht, welche per se als ein Zeichen der immerwährenden Verantwortung gelesen werden kann. Anders der aktuelle Ansatz der Grünen: Diese wollen die eingetragene Partnerschaft (Zip)¹² als Gegenmodell zur Ehe konstruieren. Sie sehen in der Ehe einige Bedingungen, die sie für heutige Partnerschaftsmodelle als nicht mehr zeitgemäß erachten. Die Grünen verlangen explizit keine Monogamie sowie eine schnellere Auflösungsmöglichkeit im Falle einer Trennung. Die Schuldfrage bei Trennungen ist für sie irrelevant. Weiters verstehen sie die PartnerInnen als Menschen, die gleichwertig in den Arbeitsprozess eingebunden bleiben sollen. Eine Gütertrennung und der Verzicht auf finanzielle Ansprüche nach der Trennung sind weitere wichtige Eckpunkte. Soziologisch sind nicht die rechtlichen Details interessant, sondern die Familienbilder, die dahinter aufscheinen.

Im SPÖ-Vorschlag spiegeln sich folgende Eckpfeiler wider: die Monogamie, die lebenslange Dauer und der Haushalt, insofern die Gemeinsamkeit der Güter thematisiert wird. In der rechtlichen Auslegung spiegeln sich diese Apriori in der über die Trennung hinausreichenden Verantwortung für die wirtschaftliche »Gesundheit« des Ex-Partners ebenso wider wie in der Beibehaltung der Schuldfrage nach der Trennung. Dazu § 6 aus dem Vorschlag der SPÖ:

»§ 6. (1) Die Vorschriften zur Auflösung einer Ehe – insbesondere die Bestimmungen über Nichtigkeit und Aufhebung einer Ehe, Ehescheidung, Scheidungsfolgen, Unterhaltspflichten, Vermögensaufteilung nach Ehescheidung und über das Auflösungsverfahren – gelten sinngemäß auch für die Auflösung einer Eingetragenen Partnerschaft«
(http://www.soho.or.at/soho/bilder/2005_04_06_EPGendfassung1.pdf).

Die Grünen wiederum wollen durch den Zip eben diese Apriori außer Kraft setzen. Das beginnt bei der für die PartnerInnen nicht verpflichtenden Monogamie, der nicht vorhandenen Schuldfrage und der Gütertrennung. Der Zip soll aber auch Menschen eine vertragliche Eintragung ermöglichen, die keinerlei sexuelle Beziehung miteinander unterhalten wollen. Damit wird auch die gemeinsame Sexualität als entscheidende Basis der Familiendefinition in Frage gestellt. Dieses Modell passt gut zu dem oben beschriebenen Konzept *intimacy and care* (Roseneil/ Budgeon 2004). Die von den beiden Autorinnen beschriebenen FreundInnen, die im Rahmen von Freundschaftsfamilien Kinder miteinander aufziehen, sind potenzielle NutzernießerInnen dieser rechtlichen Form der Absicherung. Der Zip soll laut Grünen eine politische Antwort auf das soziale Phänomen sein, dass auch Menschen, die keine sexuelle Beziehung miteinander haben, Intimität und Fürsorge teilen. Konkret formulieren die Grünen ihre Position folgendermaßen:

»... Der Zip geht grundsätzlich davon aus, dass zwei gleichberechtigte Individuen mit jeweils eigener Berufstätigkeit und Existenzgrundlage ein gemeinsames Leben führen. Daher: Im Unterschied zur Ehe gibt es nur während des bestehenden Zips einen Unter-

12 Die Grünen nennen ihr Modell auch (Zip), also Zivilpakt. Dieser Begriff ist an den französischen *pacte civil de solidarité* (Pac) angelehnt und wurde schlussendlich in einem Ideenwettbewerb gefunden.

halt, es gibt also keinen Unterhalt für die/ den Ex-PartnerIn nach der Auflösung des Zips und daher auch keine Witwen-/ Witwerpension. Der Zip ist somit ein Modell für jene Menschen, die sich nicht über eine Liebesbeziehung in ökonomische Abhängigkeit begeben wollen; für jene, die das Menschenbild der Grünen von autonomen Individuen auch in ihrem Beziehungsleben widergespiegelt haben wollen.

Der Zip ist leichter aufzulösen als die Ehe und Wohlverhalten oder Verschulden spielen im Gegensatz zur Ehe bei der gerichtlichen Auflösung des Zips keine Rolle.

Es gibt keinen Pflichtenkatalog wie bei der Ehe, es gibt daher z. B. keine Pflicht zur Mitwirkung im Erwerb, keine Pflicht zum gemeinsamen Wohnen sowie auch keine Pflicht zur ehelichen Treue; d. h. die Paare können selbst, ohne entsprechende gesetzliche Vorschriften über die Ausgestaltung ihrer Beziehung entscheiden«
(http://www.gruene.at/lesbischwul_trans/zivilpakt/).

Soziologisch ist die Bewertung dieser beiden Konzepte irrelevant. Es ist aber analytisch sehr aufschlussreich, welche verschiedenen Grundpfeiler und Grundannahmen bezüglich der Familie implizit politisch mitdiskutiert werden.

Noch einen Schritt weiter bei der Hinterfragung der gängigen Familiendefinitionen geht ein 2005 medial vielbeachteter Familienfall (siehe u. a. die Sendung »Vera« im ORF oder Help TV): Der Ehemann hatte eine Mann-zu-Frau-Geschlechtsanpassung vorgenommen, wollte aber mit seiner Ehefrau verheiratet bleiben. Dieser Umstand erregte beträchtliches mediales Aufsehen, da rechtlich somit erstmals zwei Frauen verheiratet bleiben hätten können. Die Ehe ist bisher in Österreich eine Rechtsinstitution, die für lesbisch lebende Frauen nicht gilt. Ein Abschnitt im damaligen »Transsexuellen-Erlass« des Justizministeriums ließ jedoch eine Änderung des Geschlechts im Geburtenbuch nicht zu.¹³ Das Paar durfte schlussendlich verheiratet bleiben, weil es rechtswidrig ist, eine Ehe gegen den Willen der Beteiligten zu scheiden.

Soziologisch relevant ist es, die Aushandlungsprozesse darüber nachzuzeichnen, ob der Verbleib in der Ehe-Formation gesellschaftlich tolerabel ist. Der mediale und rechtliche Diskurs kreiste letztendlich um die Frage, ob lesbische Identität gesellschaftlich akzeptabel ist, und wenn ja, ob die Ehe für dieses Paar erlaubt ist. Medial richtete sich das Interesse auch darauf, wie die Kinder des Paares diese Situation handhaben.

Da die Eltern nun als zwei Frauen verheiratet sind *und* Kinder aus dieser Ehe entspringen, ist diese Konstellation auch auf einer anderen Ebene soziologisch interessant. Geschlecht ist durch verschiedene Merkmale bestimmt – unterschieden werden können etwa das biologische (z. B. genetische, hormonelle, phänotypische¹⁴), das sexuelle und das soziale Geschlecht. Wichtig im Zusammenhang mit diesem Fall ist neuerdings die so genannte »genetische Verwandtschaft«. Der auch in der Familiensoziologie prominent geführte Diskurs über die neuen Reproduktionstechnologien geht auf diese Thematik ein. Lisa Mense schreibt in ihrem Artikel »Neue Formen von Mutterschaft.

13 »2.4. Ein Randvermerk über die Änderung des Geschlechts im Geburtenbuch darf nur dann eingetragen werden, wenn der Antragsteller oder die Antragstellerin nicht verheiratet ist« (Transsexuellen-Erlass, zit. in: Köne 1997, 197).

14 Phänotypisch bezieht sich auf die äußere Erscheinung eines Menschen.

Verwandtschaft im Kontext der neuen Reproduktionstechnologien«, dass nun bereits drei Formen von Mutterschaft zu unterscheiden sind:

»Durch den Einsatz neuer Reproduktionstechnologien kann ein Kind heute drei verschiedene Mütter haben: eine genetische Mutter, von der die Eizelle stammt, eine austragende Mutter, sowie eine soziale Mutter, die die Versorgung des Kindes übernimmt. Die Entkopplung von Konzeption und Schwangerschaft und damit einhergehend die Fragmentierung der Mutterschaft in eine genetische und eine austragende Mutter ist erst durch die Entwicklung der neuen Reproduktionstechnologien möglich geworden. Zusätzlich kann das Kind noch zwei Väter besitzen: einen genetischen und einen sozialen Vater...«
(Mense 2004, 161).

Die zitierte Familie besteht also aus einem Paar, das lesbisch zusammenlebt. Gleichzeitig sind die beiden auch die genetischen Eltern ihrer Kinder. Ein ganzes Setting von familiären Eckpfeilern wird damit in Bewegung gebracht: Heterosexualität ebenso wie die geschlechtliche Identität zumindest eines Partners/ einer Partnerin. Besonders beachtenswert ist bei dieser Familie eine Kombination von Aufrechterhaltung und Destabilisierung familiärer Eckpfeiler, z. B. das Festhalten an der lebenslangen, monogamen (Ehe-) Paarbeziehung, innerhalb derer sexuelle und geschlechtliche Identitäten in Aufsehen erregender Weise verändert wurden. Dieses Paar zeigt hier nur besonders markant, was aus soziologischer Sicht Kennzeichen der Familienentwicklung ist – die gleichzeitige Destabilisierung und Aufrechterhaltung von (unterschiedlichen) Grundpfeilern der Familie.

Ein weiteres Beispiel für die rechtliche Auseinandersetzung mit den Eckpfeilern der gängigen Familienkonzeption ist die Zwei-Elternschaft. Die österreichische Rechtslage und Rechtssprechung geht bei einer Stiefkindadoption davon aus, dass ein Kind *eine* Mutter und *einen* Vater haben muss. Will also eine lesbische Frau innerhalb ihrer Beziehung das Kind ihrer Partnerin adoptieren, so würde die leibliche Mutter ihren Status als solche verlieren. Weniger oft wird diskutiert – und das ist soziologisch relevant –, dass dabei implizit mitschwingt, dass Kinder jedoch auch nicht mehr als zwei Eltern haben dürfen oder haben sollen.

Nun ist das österreichische Recht hier nicht in allen Fällen stringent. Viele Staaten unterscheiden zwischen starker und schwacher Adoption. Starke Adoption bedeutet, dass die leiblichen Eltern quasi ersetzt werden, sie haben vor dem Gesetz keine Rechte mehr. Die rechtliche Elternschaft der leiblichen Eltern endet mit der Adoption. Schwache Adoption hingegen – und nun wird es interessant – bedeutet, dass das Verwandtschaftsverhältnis zu den leiblichen Eltern aufrecht bleibt, die Kinder also dann de facto vier Eltern haben: Das adoptierte Kind hat zudem nach österreichischem Recht gegenüber seinen leiblichen Eltern nach wie vor Recht auf Unterhalt und wird außerdem im Erbrecht berücksichtigt. Die Unterhaltspflichten sind zwar subsidiär zu jenen der Adoptiveltern, aber sie bestehen (wenn auch subsidiär) weiter. Es zeigt sich somit, dass Rechtslage und Rechtssprechung nicht ganz einig sind, wie viele Eltern ein Kind haben sollte. Das Familienrecht nimmt hier bereits soziale Entwicklungen und Destabilisierungen der Familie vorweg, wie etwa hinsichtlich der Zahl elterlicher Bezugspersonen (z. B. vier Personen). An anderen Stellen schreibt es die Zahl elterlicher

Bezugspersonen auf zwei Personen weiter fest und hinkt sozialen Entwicklungen hinterher. Die Vorannahme, dass Familie auf dem heterosexuellen Paar aufbaut, welches auf Lebenszeit miteinander lebt, übersieht, dass sich Familienkonstellationen ändern können. Der rechtliche Zwang, eine Mutter und einen Vater zu haben, lässt sich vermutlich aus der hohen Bewertung der lebenslangen Paarbeziehung erklären.

9. Abschließende Bemerkungen

Aufgrund der Dekonstruktion von Familienwerten und Eckpfeilern von Familie sind auch andere Bereiche – hier beispielhaft die Rechtssprechung – von den entsprechenden Veränderungen betroffen. Dieser Artikel hat gezeigt, dass Sexualität und sexuelle Identität eng mit familiensoziologischen Fragestellungen zusammenhängen. Durch eine Analyse der Eckpfeiler (ich habe sie Apriori genannt), auf welchen die Familie in ihrer traditionellen Definition steht, werden sowohl soziologische als auch politische sowie alltägliche Diskussionen greifbarer. In der Soziologie wird entweder von einer Pluralisierung von Familie (u. a. Beck-Gernsheim 2000 und 2006, Beck/ Beck-Gernsheim 1990) oder von einem Bedeutungswandel der Familie (Nave-Herz 2007) gesprochen.

Von einer Pluralisierung kann aus meiner Sicht nur dann die Rede sein, wenn man die 1950er-Jahre, also das *golden age of marriage* (u. a. Peuckert 2008) als Referenzpunkt annimmt. Stieffamilien bzw. Patchwork-Familien gab es auch schon zuvor, diese entstanden aber meist durch Tod und nicht durch Scheidung oder Trennung. Auch war die Monogamie gerade für den Adel des 17. Jahrhunderts kein Wert und die romantische Liebe wurde erst im 19. Jahrhundert in das Paar hineinverlagert (Sieder 2008).

Ich teile die Auffassung, dass ein Bedeutungswandel der Familie zu konstatieren ist. Damit meine ich, dass Veränderungen in der Sexualitätsnorm wie auch die steigende Unabhängigkeit von Frauen durch den Eintritt in den Arbeitsmarkt zu einem flexibleren Umgang mit den Eckpfeilern der Familie geführt haben. Die einfache Feststellung, dass die Kernfamilie gescheitert ist, kann nach meiner Einschätzung nicht mehr die Komplexität der Veränderungen in den Familien beschreiben. Mit anderen Worten: Kann man die Kernfamilie in Soziologie und Politik noch als gescheitert diskutieren, wenn die Selbstzuschreibungen andere sind? Hier will ich damit schließen, dass ich den Eindruck habe, dass Sexualität sowohl in den alltäglichen Diskursen innerhalb der Familie als auch in der Rechtssprechung eine zunehmend einflussreiche Rolle spielt.

Literatur

- | | |
|--|--|
| <p>Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim Elisabeth (1990) <i>Das ganz normale Chaos der Liebe</i>. Frankfurt a. M.</p> <p>Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000) <i>Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen</i>. Bremen.</p> | <p>Beck-Gernsheim, Elisabeth (2006) <i>Die Kinderfrage heute: Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang</i>. München.</p> <p>Burkart, Günter (1997) <i>Liebesphasen – Lebensphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?</i> Opladen.</p> |
|--|--|

- Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.
- Easton, Dossie/ Liszt, Catherine (1997) *The Ethical Slut*. San Francisco.
- Foucault, Michel (1986) *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. Frankfurt a. M.
- Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred (2003) *Das qualitative Interview*. Wien.
- Goldberg, Christine (1998) *Familie in der Postmoderne*. In: Preglau, Max/ Richter, Rudolf (Hg.) *Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur*. Schriftenreihe Nr. 15 des Zentrums für angewandte Politikforschung. Wien, 239–266.
- Könne, Maria (1997) *Transsexualismus im österreichischen Recht*. Dissertation an der Universität Wien.
- Kraß, Andreas (2003) *Queer Studies – eine Einführung*. In: ders. (Hg.) *Queer Denken*. Frankfurt a. M., 7–39.
- Kytir, Josef/ Wiedenhofer-Galik, Beatrix (2003) *Familienstrukturen und Familienbildung – Ergebnisse des Mikrozensus September 2001* (Hg. Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz). Wien.
- Levin, Irene (1993) *Family as Mapped Realities*. In: *Journal of Family Issues*, Nr. 1, 82–91.
- Mense, Lisa (2004) *Neue Formen von Mutterschaft. Verwandtschaft im Kontext der neuen Reproduktionstechnologien*. In: Lenz, Ilse/ Mense, Lisa (Hginnen) *Reflexive Körper? Zur Modernisierung von Sexualität und Reproduktion*. Opladen, 149–177.
- Miko, Katharina (2008) *Mit Kind und Kegel – Konstruktion von Familie am Beispiel der Stieffamilie – unter besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Familie*. Dissertation an der Universität Wien.
- Nave-Herz, Rosemarie (2007) *Familie heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt.
- Peuckert, Rüdiger (2008) *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden.
- Phelan, Shane (2000) *Verwandtschaft und (Staats-) BürgerInnenschaft, Neue Einschlüsse, Neue Ränder*. In: *questio* (HgInnen) *Queering Demokratie (sexuelle politiken)*. Berlin, 130–142.
- Roseneil, Sasha/ Budgeon, Shelley (2004) *Cultures of Intimacy and Care Beyond «the Family»: Personal Life and Social Change in the Early 21st Century*. In: *Current Sociology*, Nr. 2: Beyond the Conventional Family: Intimacy, Care and Community in the 21st Century, 135–160.
- Rubin, Gayle (2003) *Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik*. In: Kraß, Andreas (Hg.) *Queer Denken*. Frankfurt a. M., 31–79.
- Schipfer, Rudolf Karl (2007) *Familien in Zahlen 2007. Statistische Informationen zu Familien in Österreich und der EU*. Wien.
- Sieder, Reinhard (2008) *Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder*. Wien.
- Stacey, Judith (1998) *Gay and Lesbian Families – Queer like us*. In: Mason, Mary Ann (ed.) *All our Families*. Oxford, 117–143.
- Stacey, Judith (2004) *Cruising to Familyland: Gay Hypergamy and Rainbow Kinship*. In: *Current Sociology*, Nr. 2: Beyond the Conventional Family: Intimacy, Care and Community in the 21st Century, 181–198.
- Weston, Kath (1997) *Families we Choose*. New York.

Internet-Adressen

- Vorschlag der Grünen Österreichs zum Zip, verfügbar unter: http://www.gruene.at/lesbischwul_trans/zivilpakt/, 15. 6. 2008.
- Vorschlag der SPÖ zur eingetragenen PartnerInnenschaft, verfügbar unter: http://www.soho.or.at/soho/bilder/2005_04_06_EPGendfassung1.pdf, 15. 6. 2008.

Kontakt:
katharina.miko@univie.ac.at